

Tagungsbericht zur Herbsttagung 2015 der Friedrich-Louis-Hesse-Gesellschaft e. V. an der Universität Leipzig

Tagungsthema: An jedem Zahn hängt ein Mensch – psychologische, psychosomatische und psychosoziale Aspekte der zahnärztlichen Betreuung

„An jedem Zahn hängt ein Mensch“ waren die einleitenden Worte von *Frau Prof. Dr. Almut Makuch* (Leipzig), wissenschaftliche Tagungsleiterin der diesjährigen Herbsttagung, und zwar nicht rein körperlich, wie wir das oft meinen zu erleben bei einer schwierigen Extraktion, sondern hier ist der Mensch in seiner biopsychosozialen Gesamtheit gemeint“ ... Wie eng Körper und Psyche gerade im Fachgebiet Zahnmedizin zusammenhängen, konnte sie eindrucksvoll mit dem allgemein bekannten Schema des „Homunculus“, also der Projektion der verschiedenen Körperregionen auf der Großhirnrinde ins Gedächtnis rufen und so die große Bedeutung der orofazialen Region im Gesamtsystem Mensch hervorheben. Denn sie hat eine hohe Bedeutsamkeit für die Befriedigung physiologischer (Überleben) und psychischer Bedürfnissen (Geborgenheit und Kommunikation). Sie ist erster und bleibender Erkenntnisraum und wird deshalb auch gern als „Tor zur Welt“ bezeichnet.

Mitte der 1980er Jahre rückte nicht nur die Wechselwirkung von Psyche und Soma verstärkt in den Mittelpunkt, sondern es kam darüber hinaus auch zu einer stärkeren Annäherung der Wissenschaftsbereiche Psychologie und Medizin, was sich in der Aus-, Weiter- und Fortbildung sowie in der Gründung entsprechender Fachgesellschaften oder Arbeitskreise äußerte und ihren Niederschlag in der wissenschaftlichen Literatur fand. Herauszustellen ist außerdem, dass diese biopsychosoziale Wechselwirkung durch die psychische Konstellation eines jeden einzelnen Patienten unter der Belastungssituation „Zahnarzt“ sich modifizierend auswirken kann. Das können Persönlichkeitsmerkmale, psychische Erkrankungen selbst, psychische Störungen infolge somatischer Störungen und psychosomatische Erkrankungen als Ursache für Fehlentwicklungen und Störungen sein. Laut Statistik kann das jeden fünften Patienten in der Zahnarztpraxis betreffen. Für den Zahnarzt gilt es deshalb, sensibilisiert für das Erkennen derartiger Symptome zu sein und entsprechend in seinen Handlungen zu reagieren.



Frau Prof. Dr. Renate Deinzer (Gießen) sprach zu „Stress als Risikofaktor für die Zahn- und Mundgesundheit“ und konnte feststellen, dass sich in jüngster Zeit die Studien mehren, die aus verschiedenen Perspektiven solche Zusammenhänge beleuchten. Speziell bei den Parodontalerkrankungen stellte sich heraus, dass ein erhöhtes Risiko für einen Attachmentverlust besteht, wenn die Patienten vermehrten Arbeitsbelastungen ausgesetzt sind. In retrospektiven Analysen wurden zudem Zusammenhänge zu anderen Belastungen, wie kritischen Lebensereignissen, chronischem Stress, Alltagsbelastungen, aber auch allgemeinen psychischen Belastungen, wie erhöhter Depressivität oder Ängstlichkeit festgestellt. Die Ergebnisse eigener Untersuchungen an Studierenden der Medizin weisen darauf hin, dass der Zusammenhang zwischen Stress und parodontaler Gesundheit nicht allein durch Veränderungen der Immunabwehr erklärt werden kann, sondern dass ein verändertes Mundhygieneverhalten unter Belastungsbedingungen eine ebenso große Rolle spielt. Dies gilt es, im Praxisalltag bei Kontrollen und Aufklärungen der Patienten zu berücksichtigen.

Unbeeindruckt von der Weiterentwicklung diagnostischer und therapeutischer Verfahren in der Zahnmedizin bleibt die Angst vor der Zahnbehandlung und vor dem Schmerz auf Seiten der Patienten. So problematisierte *Herr Prof. Dr. Peter Jöhren* (Bochum) seinen Vortrag „Die alte Angst vor der Zahnbehandlung. Gibt es neue Konzepte?“ Neben der Darstellung aktueller epidemiologischer Daten (5 bis 10 Prozent der Bevölkerung gehen erst dann zum Zahnarzt, wenn der Schmerz größer als die Angst ist), erfolgte die Beschreibung diagnostischer und therapeutischer Verfahren der „krankhaften“ Angst vor der Zahnbehandlung in Abgrenzung zur „normalen“ Angst. Bleibt die Sanierung in Allgemeinanästhesie den Phobikern vorbehalten, bieten sich kurz- und langfristig angstreduzierende und verhaltenstherapeutische Therapieverfahren bei den normal ängstlichen Patienten erfolgversprechend an. Dies wurde kritisch bewertet, wobei die Evidenzbasierung ein wichtiges Beurteilungskriterium darstellt. Der Referent stellte des Weiteren bildgebende Verfahren zur Darstellung von Therapieerfolgen mittels Neuroimaging zerebraler Strukturen (in Kooperation mit der Ruhr-Universität Bochum) aus laufenden und künftigen Untersuchungen vor.

Frau Prof. Dr. Anja Hilbert (Leipzig) sprach zu Essstörungen: Erscheinungsformen, Identifikation und Behandlung. Auch Essstörungen sind häufige psychische Erkrankungen, die Menschen jeden Alters und beiderlei Geschlechts betreffen. Sie sind gekennzeichnet von überdauernden Störungen des Essverhaltens selbst oder eines auf die Kontrolle des Körpergewichts ausgerichteten Verhaltens. Essstörungen erhöhen sowohl das Risiko

oralpathologischer Symptome wie auch für dentalphobische Ängste. Die Betroffenen nehmen Routinekontrollen weniger häufig wahr als nicht essgestörte Versuchspersonen. Nichtsdestotrotz kann die zahnärztliche Befunderhebung auch wertvolle Hinweise auf das Vorliegen von Essstörungen liefern (ggf. durch ein Essstörungsscreening). Die aktuelle Forschungsliteratur unterstreicht die Relevanz, Störungs- und Anwendungswissen über Essstörungen in der Aus- und Weiterbildung zu stärken, um eine empathische, lösungsorientierte Kommunikation mit dem Patienten hin zu einer weitergehenden Behandlung zu fördern.

Frau Priv.-Doz. Dr. Anne Wolowski (Münster) referierte zur somatoformen Prothesenunverträglichkeit (in Abänderung zur älteren Bezeichnung psychogene P.). Dabei handelt es sich grundsätzlich um Störungen, die wie körperliche empfunden werden, es aber nicht sind bzw. durch somatische Befunde nicht hinreichend erklärt werden können. Ätiologisch im Vordergrund stehen psychosoziale Faktoren, was aufgrund der körperlichen Symptomatik von den Betroffenen oft nicht akzeptiert wird. Vor diesem Hintergrund gestaltet sich auch die Diagnostik im Kontext einer eher somatisch orientierten Zahnarztpraxis schwierig, da Betroffene meist nicht bereit sind, über psychosoziale Aspekte zu berichten. Um dennoch solche Risikofaktoren frühzeitig identifizieren zu können, müssen Screenings dieser somatischen Erwartungshaltung Rechnung tragen (Beschwerdebögen und symptomorientierte/-zentrierte Anamneseerhebung). Das Verständnis für diese oft in hohem Maße leidenden Patienten muss getragen sein von dem Wissen, dass sie nicht simulieren.

In seinem Vortrag zur „Körpersprache der Psychosomatik: Die Weisheit von Dr. Volkmund und Prof. Dichtkunst“ konnte *Herr Univ.-Lektor Dr. Dr. Gerhard Kreyer* (Langenlois) darstellen, dass es offensichtlich einen umfangreichen Erfahrungsschatz tradierten Volkswissens gibt, welcher in mannigfachen funktionellen und psychosomatischen Idiomen seinen Niederschlag findet. Dies betrifft sowohl die als „Volkmund“ bezeichnete tägliche Umgangssprache als auch die Sprache der Dichtkunst. Unabhängig vom Kulturkreis lassen sich zu allen Zeiten sprachliche psychosomatische Bezüge immer wieder nachweisen. Im Focus der Aufmerksamkeit stehen in erster Linie jeweils „persönlichkeitsnahe“ Organsysteme, welche einer deutlich erkennbaren vegetativen Steuerung unterliegen. Dazu gehören einerseits der Kopfbereich mit seinen Schwerpunkten Auge, Nase und Mund, andererseits der Bereich von Nacken, Hals und Brust mit Verbindungen zu Lunge und Herz bzw. Atmung und Kreislauf, der Halte- und Bewegungsapparat sowie darüber hinaus auch der

Verdauungstrakt, das Urogenitalsystem und das Integument des Körpers, die Haut, welche ja vom Volksmund der „Spiegel der Seele“ genannt wird.

„Gesichtsauffälligkeiten im sozialen Kontext“ waren das Thema von *Frau Dr. Jutta Marggraf-Stiksrud* (Marburg). Sie zeigte auf, dass das Aussehen eines Gesichts als Informationsquelle dient, um eine Person einzuschätzen. So können positive Reaktionen wie Zuwendung und Sympathie hervorgerufen werden, aber Normabweichungen auch Distanz, Rückzug, mitunter auch Ablehnung auslösen. Je weniger andere Hinweise auf Eigenschaften der Person bestehen, desto stärker wird nach dem Aussehen geurteilt: vor allem beim Erstkontakt und in der Öffentlichkeit. Da das eigene Gesicht Träger der Identität ist, erhält es für den Einzelnen besondere Bedeutung. Die Gestaltung des eigenen Gesichts (Kosmetik, Zahnregulierung, Operationen) hat die Funktion, positive Zuwendung wahrscheinlich zu machen und Ablehnung zu vermeiden. Das *kann* bei allgemeinen sozialen Begegnungen Folge gelungener Veränderung sein. Eine Erhöhung des eigenen Selbstwertgefühls geht jedoch notwendig mit der konstanten Wertschätzung durch wichtige Bezugspersonen einher, die meist nicht durch gutes Aussehen alleine zu erreichen sind.

Herr Dipl.-Psych. Peter Batura (Leipzig) konnte mit seinem Referat zu „Suchtkranken auf den Zahn gefühlt – Abhängigkeitskranke in der zahnärztlichen Praxis“ ein ganz aktuelles Problem beschreiben. Denn mit der Diskussion des „Meth-Mouth“ rückten die Crystal-Abhängigen in den Fokus der Aufmerksamkeit. Doch auch andere Abhängige können in der zahnärztlichen Praxis auffallen. Im Vortrag wurden deshalb verschiedene Suchtformen (Tabak, Alkohol, Methamphetamin, Heroin) in ihrer epidemiologischen Verbreitung beleuchtet und dahingehend Hinweise gegeben, wie ZahnärztInnen diese Suchtkranken erkennen können und welche negative Konsequenzen der Suchtmittelkonsum im Mund- und Kieferbereich hervorrufen kann. Am Veränderungsmodell von Prochaska & Di Clemente (1992) und dem phasenspezifischen Vorgehen der motivationalen Gesprächsführung nach Miller & Rollnick (1999) verdeutlichte der Referent, dass Zahnärzte durch das klare Benennen von Folgeerkrankungen die Suchtkranken zur Veränderung motivieren und zur Suchthilfe vermitteln können.

Die Tagung wurde von knapp 190 Teilnehmern besucht und verlief in sehr kollegialer Atmosphäre. Die Gesamtleitung oblag Herrn Prof. Dr. Dr. Holger Jentsch bzw. seinem kurzfristig eingesprungen Vertreter Herrn Dr. Oliver Schierz. Vor Beginn des wissenschaftlichen Tagungsprogramms präsentierte Frau Dr. Janine Runge in einem Kurzvortrag ihre Dissertationsschrift zum Thema „Untersuchung der biomechanischen Eigenschaften von Einzelzellen als potentieller Marker zur Charakterisierung oraler Plattenepithelkarzinome“, welche von der Friedrich-Louis-Hesse-Gesellschaft mit dem Promotionspreis 2014 ausgezeichnet wurde. Im Anschluss an das wissenschaftliche Tagungsprogramm fand eine Mitgliederversammlung mit der Neuwahl des Vorstandes der Friedrich-Louis-Hesse-Gesellschaft statt.

Prof. Dr. med. habil. Almut Makuch
Diplompsychologin
almut.makuch@gmx.de